

Schicksale kommen vom Himmel

Roman von Christine Kuhland

Christine selbst aber wuchs sorglos heran und entwickelte sich zu einer holden, lieblichen Menschenblüte. Niemand im Hause und in der Schule verriet ihr, daß sie nicht Lauterbachs, sondern ein fremdes Kind sei. Die meisten dachten gar nicht mehr daran, und hätte es ihr wirklich einmal ein Mensch gesagt, dann hätte sie es wohl kaum geglaubt.

Eines Tages, als der Müller wieder einmal wie so oft des plötzlichen Heimgangs seiner Maria dachte, erinnerte er sich ihrer letzten abgebrochenen Worte: „Mein Friedrich — Christinchen soll — im Wäschschrank.“

„Du lieber Gott, daß ich auch daran noch gar nicht wieder dachte,“ sagte er zu sich selbst, und ohne Bestimmen verließ er das Schlafsofa, auf welchem er sich zu kurzer Mittagsrast ausgestreckt und rief nach Lina.

„Lina, wir wollen doch gleich mal Christinchen's Wäschschrank durchsuchen. Ich störe Sie doch nicht bei notwendiger Arbeit?“

„Nein, gar nicht, Herr Lauterbach, ich wollte ohnehin frisch gebügelte Kleider und Schürzen nach oben bringen.“

„Wo ist Christinchen?“

„Mit Günther im Obstgarten, die Frühbirnen sind reif.“

„Mit wem sollte der große Junge auch sonst seine Ferien verbringen, als mit meinem kleinen Mädchen,“ sagte der Müller mit stiller Freude und schritt voraus.

„Christinchen ist aber gar nicht mehr so klein, Weihnachten wird sie zehn Jahre und Günther Wolfram siebzehn.“

„Freilich, Lina, die Zeit vergeht, man wird älter und muß für alles Fürsorge treffen, deshalb bemühe ich Sie. Sie verstehen es besser, die Wäschestöße behutlich zu durchsuchen, ich könnte Unordnung schaffen.“

„Wenn Herr Lauterbach das Wäscheverzeichnis etwa suchen, das befindet sich sicher hier in einem verschlossenen Seitenfach. Ich weiß, daß die seltsame Frau es dort aufbewahrt.“

„Gut, dann wollen wir also zuerst hier nachsehen, aber dann holen Sie bitte erst den Schlüsselbund aus meinem Schreibzimmer, an diesem befinden sich all die kleinen Schlüssel zu den verschiedenen Geheimfächern.“

Er erinnerte sich, daß er an jenem schrecklichen Tage, da er die geliebte Frau fast schon stehend vor dem geöffneten Wäschschrank gefunden, den kleinen Schlüssel, der am Fußboden lag, an sich genommen und später seinem Schlüsselbund angereicht hatte.

Er hatte in den ersten Wochen und Monaten tiefsten Schmerzes gar nicht den Mut gefunden, den letzten Worten der Sterbenden nachzuspüren, denn alles Erinnern an sein gestorbenes Glück tat ihm weh.

„Bitte, Herr Lauterbach.“

Lina war lautlos die Treppe hinaufgestiegen und reichte dem nachdenkenden Manne den Schlüsselbund. Ein blaues Bändchen, das die Müllerin einst daran befestigt, kennzeichnete den kleinen Schlüssel, der zu dem Seitenfach in Christinchen's Wäschschrank gehörte. Von oben bis unten war der weitläufige Eichenständer mit selbstglänzenden Linen gefüllt. Und nur in zwei Fächern zu oberst befand sich die Wäsche Christinchen für den täglichen Gebrauch.

„Welch' rührende Sorgfalt einer Mutter für ihr Kind,“ dachte der Müller. Was ist dagegen mein bißchen Vaterliebe, die ich dem Kinde gebe und die es mir zehnfach wieder zurückschenkt. Was würde nun gar dieses besondere Faß noch an Liebe und Fürsorge für Christinchen bergen?“ Der kleine Schlüssel drehte sich zweimal im Schloß herum, aber erst nach einem festen Druck auf einen fast unsichtbaren Knopf über dem Schlüsselloch sprang das schmale Türchen auf.

Ein braunpolierter Kasten, der zu Lebzeiten seiner Maria auf ihrem Nähtisch gestanden, wurde sichtbar. Jetzt erst erinnerte er sich, daß er diese Schatulle, ein Geschenk von ihm selbst aus ihrer Brautzeit, im letzten Jahre ihres Lebens nicht mehr gesehen. Ein kleiner dazu gehöriger Schlüssel lag auf dem Deckel. Hatte sie ihn in jener suchtbaren Stunde, da der Tod an sie herantrat, vergessen an sich zu nehmen, oder hatte sie, ihr Ende fühlend, ihn liegen lassen, damit man ihn finden sollte?

Er ergriff die Schatulle und schlug den Deckel zurück. Da lag auf einem Bündelchen Erbsenwäsche und einer Saugflasche ein Briefumschlag in Aktensformat mit der Aufschrift: „An meinen lieben Mann Friedrich Lauterbach. Nach meinem Tode zu öffnen.“

Wieder entrang sich seiner Brust ein Stöhnen. Liebkosend strich er über die feine Handschrift seiner Maria. Dann zerbrach er das Familiensiegel der Lauterbachs mit dem schäumenden Mührad, das schon Jahrhunderte alt war, öffnete den Umschlag und zog den Inhalt heraus. Lina machte sich indessen an den Wäschestößen zu schaffen, sie wollte den Talmüller beim Lesen dieses Testaments nicht stören.

„Schließen Sie den Schrank wieder zu, Lina, ich werde das Testament meiner lieben Frau unten im Wohnzimmer lesen. Halten Sie mir die Kinder indessen noch ein Weilchen fern. Doch nein — damit ich ganz ungestört bin, schließe ich mich in mein Arbeitszimmer ein.“

In tiefen Sinnen verloren, verließ Friedrich Lauterbach das Obergeschloß.

Und dann sah er auf seinem hohen ledergestützten Schemel vor dem Schreibtisch. Die Arme auf die grüne Luchtblatte gestützt, die harte, aber wohlgeformte Arbeitshand in sein volles, aschblondes, von Mehlstaub gepudertes Haar gegraben, las er den letzten Willen der noch immer geliebten Frau.

„Mein Friedrich, wenn Deine treuen, lieben Augen mein Vermächtnis überstiegen, hat mich mein Geschick ereilt, ich bin schlafen gegangen. — Ich ahne es, daß ich eines Tages ganz unerwartet und plötzlich von Dir und unserem geliebten Kinde scheiden muß und deshalb will ich für die Zukunft des süßen, goldigen Mägdeleins, das Gott uns in einer wunderbaren Christnacht schenkte, Fürsorge treffen, soweit es in meinen Kräften steht.“

Auch Du, mein Friedrich, liebst Christinchen wie ein Vater sein rechtes Kind nicht tiefer und herzinniger lieben kann, und auch sie hängt an Dir mit ihrer reinen, tiefen,

Was vorher stark
verfettet war
ist jetzt durch IMI
und klar!

Das neue Spül- und Reinigungsmittel der Henkelwerke zum Spülen, Aufwaschen und Reinigen!

Nicht widersteht der außerordentlichen Reinigungskraft dieses vorzüglichen Mittels IMI reinigt so rasch, so gründlich, daß Sie Ihre besten Freude haben an den blitzsauberen Geschichten! Alles Fett verschwindet gleich! Was Sie sich nur denken können: Glas, Porzellan, Metall, Stein, Fliesen, Marmor, Holz usw. — IMI macht alles schöner denn je! Auf 10 Liter heißes Wasser — 1 Eimer 1 Pfüffel — so ergebnislos!

Ihr zeitsparender Helfer



unverwundlichen Seele. Despaß, neuster Mann, und gerade weil wir das liebe Geschöpfchen rein von Gottes Gnaden erhielten, haben wir auch doppelte und zehnfache Pflichten an ihm zu erfüllen. Das vergiß nie — niemals. Es wird Dir schwer werden, mir eine Nachfolgerin zu geben, denn wir hatten uns lieb. Aber es muß sein. Dein großes Anwesen, der ausgebreitete, große Haushalt bedarf nicht nur eines Herrn, sondern auch einer tüchtigen Herrin. Dein umfangreiches Mühlengeschäft, Acker, Wiesen und Viehbestand erfordern Deine ganze Kraft. Du kannst unmöglich auch im Hauswesen die Oberherrschaft führen.

Solange unsere goldtreue Mansell Lina freilich Deinem frauenlosen Haushalte vorsteht, ist die innere Wirtschaft der Talmühle wohl versorgt und auch das Christinchen hat eine mütterliche Stütze an ihr, denn sie sah das Kind wie ein lieblich Blümchen erblühen und emporwachsen und hat es lieb. Aber wenn Lina eines Tages um eines geliebten Mannes willen die Talmühle verlassen, wenn sie sich verheiraten sollte, was ganz gewiß nicht ausbleiben wird, so mußt Du Deinem Hause eine neue Herrin, unserem Kinde eine zweite Mutter geben.“

Friedrich Lauterbach legte plötzlich beide Hände auf das Vermächtnis seiner Maria, er konnte nicht weiter lesen, schwere Tropfen verdunkelten seine Augen.

Nein, daran hatte er noch nicht eine Stunde gedacht, daß die Lina eines Tages einen Mann erwählen und ihn und sein Kind verlassen könnte. Mein Gott, und der Gedanke lag doch so nahe. Lina war ein so vorzügliches, braves Mädchen. Es war nur verwunderlich, daß es überhaupt nicht längst begehrte wurde.

Friedrich Lauterbach schlug das nächste Blatt auf und fand ein langes Verzeichnis von Gegenständen mit der Überschrift:

„Mein letzter Wille!“

Christine Lauterbach, meines Ehemannes und mein Pflegekind, das uns auch ohne Adoption zum rechten Kinde geworden, soll nach meinem Tode die alleinige Erbin der Hälfte meines eingebrachten Vermögen sein, während die andere Hälfte meinem Ehemann Friedrich Lauterbach gehören soll.

Mein Eingebrachtes beträgt Mt. 100 000. — in Buchstaben Hunderttausend Mark. An Christine Lauterbachs Mündigkeitstage, oder wenn sie sich früher verheiraten sollte, vierzehn Tage vor ihrem Hochzeitstage, sollen ihr 50 000 Mark — Fünfzigtausend Mark, die bis dahin unverzinstlich waren, ausgezahlt werden.

Alles andere, was ihr gehören soll, führte ich, um Unsicherheiten zu vermeiden, einzeln auf.

Meinem Ehemann, Friedrich Lauterbach, übertrage ich die Vormundschaft über Christine Lauterbachs, unserer lieben Tochter Erbe. Ich weiß, daß ich das Wohl und Wehe dieses Kindes in keine liebevolleren und treueren Hände legen kann.

Es ist mein innigster, mein letzter Wunsch, daß die Talmühle, wie auch alles kommen mag, unserer Tochter, meiner Erbin, allzeit eine Heimat bleiben möchte.“

Das Verzeichnis enthielt alle schon seit Jahren für Christine aufgeschriebenen Wäschestücke nach Dutzenden geählt, einen reichen Bestand neuer Betten, die mit leichten weißen Daunen gefüllt und genau bezeichnet waren. Auch die Schmucksachen der Müllerin sollten bis auf einige Ringe und Nadeln, die der Talmüller besonders geliebt, Christine gehören. Eine wundervolle doppelreihige Kette von echten milchweißen Perlen, ein Familienerbstück, das die Urgroßmutter Marias als persönliche Dienerin und Vertraute einer Gräfin Markendorf von ihr zum Geschenk erhielt, gehörte ebenfalls zum Erbe Christines. Diese Kette mit den übrigen Schmucksachen Frau Marias hielt Friedrich Lauterbach in seinem eisernen Geldschrank verwahrt. Sie selbst hatte die Perlen niemals getragen, sie waren ihr zu prunkvoll. Sie war feinsinnig und fühlte wohl, daß so etwas nicht zu ihrer zarten, blonden Schönheit paßte und daß der Talmühlenshaushalt und die Festlichkeiten, an denen sie zuweilen teilnahm, kein Rahmen dafür waren.

„Aber Christinchen soll sie einst tragen,“ hatte sie einmal zu ihrem Friedrich gesagt, „unser grazioles Bräutchen mit der dunkelblauen Haarflut. Auf ihrem schlanken Halbe

wird einst die Perlenpracht voll zur Geltung kommen.“

Daß die Markendorfer Perlen ein Vermögen für sich bedeuteten, das hatte Frau Maria und die vorherige Besitzerin verstanden nie geahnt, wenn man sie auch für sehr wertvoll gehalten.

„Verlaß das Kind nicht, mein Friedrich. Nicht im Glück und erst recht nicht im Unglück.“

Das war der Schluß des Vermächtnisses. Mit fester Hand hatte Maria Lauterbach ihren Namen, Datum und Jahreszahl darunter gesetzt. Es war ein halbes Jahr vor ihrem Heimgang geschrieben.

„Ein gerichtlich beglaubigtes, gleichlautendes Testament existiert jedenfalls nicht,“ dachte Friedrich Lauterbach, als er es zu Ende gelesen. „Maria hat ihren letzten Willen im vollen Vertrauen auf mich niedergeschrieben und sie soll sich nicht in mir getäuscht haben. Ich werde Christinchen bis an mein Ende ein treuerer Vater und gewissenhafter Vormund sein.“

Aber das Lesen dieser Blätter hatte ihm die Augen über eine bisherige Sorglosigkeit geöffnet. Niemals hatte er daran gedacht, daß Mansell Lina eines Tages die Talmühle verlassen könnte. Er hatte das stille, geräuschlose Walten seiner geliebten Frau Wochen und Monate lang schwer vermisst. Aber im Haushalt war doch alles in altgewohnter Ordnung weitergegangen, da Lina in ihrem starken Pflichtgefühl seit dem Tode der Herrin doppelt gewissenhaft, umsichtig und treu den großen Betrieb der Wirtschaft überwachte. Wie, wenn nun wirklich eines Tages jemand käme und sie der Talmühle entführte? Könnte er sie halten? Nein, gewiß nicht. Aber was sollte dann mit der Wirtschaft und seinem Kinde werden? Christinchen war ja noch viel zu jung, um ohne weibliche Pflege und Fürsorge bleiben zu können. Ja, und mütterliche Liebe hatte Lina auch für sein Kind, das wußte, das fühlte er. Und Christinchen brauchte diese Liebe, sie ist ein anscheinendes, liebebegehrendes Kind.

„Ich werde Lina zu mir bitten,“ dachte er.

„Maria selbst sagte es, daß die Talmühle eine Herrin braucht. Deshalb sollte es Lina nicht sein? — Ich brauche nicht auf Geld zu sehen. Meine Mühle macht mich von Jahr zu Jahr wohlhabender. Ich brauche nur eine Mutter für mein Kind, eine tüchtige, brave Hausfrau und beides vereinigt die gute Lina in sich.“

Er ging noch eine Weile, die Hände auf dem Rücken, in seinem Arbeitszimmer auf und ab. Dann trat er unwillkürlich vor den Spiegel, und da fühlte er und sah er es zugleich, wie ihm heiße Röte in das unraffierte Antlitz stieg. Herrgott, er sah ja fast gar nicht mehr in den Spiegel, hatte niemals viel auf Schönheitspflege gegeben. Der Mehlstaub haften einem Müller ja doch immer und überall an.

Seine Maria hatte ihn freilich immer einmal ermahnt: „Friedrich, du solltest deinen Barbier nicht nur zweimal, sondern wenigstens dreimal in der Woche bestellen. Dein Stachelbart sieht gar nicht gut aus.“

Aber seit ihm die liebe Mahnerin fehlte, hatte er sich arg vernachlässigt. Ob die Lina einen so greulichen Mann, am Ende der Bierzig, wohl haben möchte? — Nun, es kann ja nichts weiter als ein Korb werden, den ich mir hole. Also, ich werde sie rufen.“

Er strich sich das noch schöne volle Haar ein wenig glatt. Dann öffnete er die Tür. Es war ihm gar nicht wohl, wie ein törichter Knabe kam er sich vor.

„Mansell Lina, haben Sie einen Augenblick Zeit?“ fragte er laut nach der Wirtschaftstische.

Lina erschien sofort mit hochrotem Gesicht.

Auch sie strich sich unwillkürlich den rötlichblonden Schelitel glatt auf dem Wege nach dem Arbeitszimmer des Herrn. Und dann stand sie vor ihm. Ein mittelgroßes, gelundes, kräftig gebautes Weib. Noch nie in der Reihe von Jahren hatte sie Friedrich Lauterbach daraufhin angesehen.

„Sie ist völlig verschieden von Maria,“ dachte er. Aber aus ihren braunen Augen leuchtete Liebe und Güte.

Er rückte ihr einen Stuhl zurecht.

„Bitte setzen Sie sich, Lina. Ich möchte Wichtiges mit Ihnen besprechen.“

Er grub die Finger der rechten Hand in seinen Hemdkragen. Es schien ihm, er würde zu eng.

Lina, bei dem Lesen des Vermächtnisses meiner seligen Frau ist es mir so recht bewußt geworden, daß Christinchen doch wieder eine Mutter, die Talmühle eine Herrin haben sollte. Christinchen braucht noch mütterliche Erziehung und auch mir fehlt doch eigentlich die hausfrauliche Fürsorge. Das soll kein Vorwurf für Sie sein, Lina. Sie haben mehr als Ihre Pflicht getan und für zwei gearbeitet. Und — und — —“ Er stockte, er war kein Diplomat.

„Sie sollten sich wieder verheiraten, Herr Lauterbach, hätten es schon längst tun sollen,“ sagte Lina eindringlich.

„Darüber wollte ich eben mit Ihnen reden, Lina, aber es wird mir ein bißchen schwer. Wo hören Sie mich und nehmen Sie es nicht böse auf. Es ist mir heillos ernst.“

„Wie sollte ich Ihnen böse sein, Herr Lauterbach. Im Gegenteil, ich müßt schon ein Frau, die gern Herrin in der Talmühle sein würde.“

Der Müller horchte auf.

Wie, sollte Lina am Ende nur auf einen Antrag von ihm gewartet haben? — Nun, ihm sollte es recht sein, da wollte er doch tapfer darauf losfragen.

„So, Lina, Sie wüßten schon eine? — Nun, ich wüßte auch eine, die mir am liebsten wäre und die meinem Kinde eine gute Mutter sein würde. — Und diese eine, an die ich überhaupt denke, sind Sie, Lina.“ Nun war es jeraus. Er war sehr blaß geworden und sezte sich auf seinen Schreibtisch. Lina aber erhob sich plötzlich. Ihr frisches Gesicht war wie mit Blut übergossen. Aber sie schlug die Augen nicht schamhaft nieder, so wie er es sich ungefähr gedacht, sondern sie trat auf ihn zu und ergriff seine rechte Hand.

„Herr Lauterbach, voll Stolz danke ich Ihnen für die Ehre, die Sie mir zugedacht. Aber — aber —“ Nun tat ihr der Müller wirklich in tiefster Seele leid. „Nun muß ich es Ihnen doch sagen, was Heinrich Böcher, der Oberknappe, Ihnen schon längst sagen wollte. Wir beide haben uns bereits vor drei Wochen verlobt und zu Neujahr wollen wir Hochzeit machen. Wir haben uns mit unseren Criparrnissen eine Windmühle oben bei Wippra gekauft.“

Da stand auch der Müller wieder auf. Er hielt ihre Hand fest. „So — Lina. Ja, dann ist es freilich etwas anderes. Da hätte ich Sie wirklich um nichts fragen sollen. — Aber ich wünsche Ihnen beiden Glück und Segen. — Nur daß Sie uns verlassen wollen und mich so gar nicht vorbereitet haben, tut mir weh. Und was wird mein Christinchen sagen?“

Lina stand belächelt.

Fortsetzung folgt.

Komb. Herd 3 Gaskocher, Gas äußerst preiswert RM. 130.- August Steinbach, Stuttgart, Paulinenstr. 45 / Tel. 629 10.

Sonntagsgedanken

Dein Schicksal!

Lassen wir den Schicksalsfaden leise laufen, wie er läuft, ohne ihn reifen oder aufhalten zu wollen: so geht er desto sicherer seinen Gang, und findet sich wieder in unsere Hand, vielleicht wenn wir's am wenigsten gedenken und hoffen.
Herder.

Warum scheint uns die Zeit immer schneller zu fliegen, je älter wir werden? Weil wir reifer werden, weil uns allmählich Organe wachsen, die uns befähigen, die Zeiten zusammengeballter zu sehen, mehr in großen Zusammenhängen, gleichsam mit einer Vorahnung der Ewigkeit.
Kayler.

Nun kommt der Herbst mit Strahlenklarheit.
Er steigt aus nebligem Wiesengrund,
und aller Dinge Sinn und Wahrheit
gibt sich in diesen Tagen kund.
Barthel.

Mein Glück.

Im schattigen Wald, beim Amselschall,
Da hab' ich mein Glück gefunden!
Es lachte mich an wie Sonnenstrahl,
Als, Herz, nun wirst du gefunden.

Das Glück, das ich nie zu finden geglaubt,
Ich halte es jetzt in den Händen;
Daran hab' ich Liebe und Hoffnung gebaut,
Kein Leid soll es mit mehr entwenden.

Mein Leben liegt vor mir so sonnig und klar,
Nicht quälen mich Kummer und Sorgen,
Ich kenne kein Leiden mehr und Gefahr,
Im Glück bin ich ganz nun geborgen.

Hypothekengelder
zur I. und II. Stelle sofort auszahbar
durch
ALBER & Co. G.m.b.H. STUTTGART
Friedrichstraße 60 / Telefon 221 48/49
NB. Schätzungsurkunden sind vorzulegen

Politische Wochenrundschau

War das ein Verbrüderungsfest jenseits des Ozeans! Der englische Ministerpräsident Mac Donald machte dem Präsidenten der Vereinigten Staaten Hoover einen Besuch. Schon das war etwas Ungewöhnliches. Noch ungewöhnlicher, daß der englische Regierungschef vor versammeltem Parlament in Washington eine Rede halten durfte und dabei die Versicherung gab, zwischen England und Amerika könne es nie einen Krieg geben. Man wolle auch dafür sorgen, daß die andern Mächte guttun. Mit dieser angelsächsischen Verbrüderung wollte Mac Donald das wieder gutmachen, was der Franzosenfreund Chamberlain verdorben hat. Wie hat doch das geheime und doch bald enthüllte französisch-englische Marineabkommen seinerzeit bei den Amerikanern böses Blut gemacht! Die Freundschaft schien in die Wunden gehen zu wollen. Darüber große Sorge in England. Und so nahm sich die neue Regierung in London vor, so bald als möglich die zerfahrene Sache wieder einzurenken. Das ist nun auch geschehen. Die beiden großen Seemächte haben eine „Flottenparität“ vereinbart. Hiernach gehören ihnen die Meere. Und die andern Seemächte (Frankreich, Italien und Japan) sollen zu einer Flottenbeschränkungskonferenz eingeladen werden. Sie werden auch kommen. Selbst Frankreich, dieses natürlich mit allerlei „Wenn“ und „Aber“.

Uns Deutschen kann's ja am Ende gleichgültig sein, wie die Herrschaften die Meere unter sich verteilen. Deutschland ist durch den Versailler Vertrag aus der Reihe der Seemächte gestrichen worden, hat also in der Flottenpolitik nichts mehr zu sagen. Und doch ist die neue Wendung, die sich hierin vollzogen und durch das jüngste „Washingtoner Abkommen“ einen gewissen Abschluß erfahren hat, von weitgeschichtlicher Bedeutung. Ehemals herrschte Britannia über den Wellen. Noch vor dem Weltkrieg hatte Amerika mit seiner kleinen Kriegs- und noch kleineren Handelsflotte in der Beherrschung der Meere herzlich wenig mitzureden. Unter der vielbesprochenen „Freiheit der Meere“ verstand man jenseits des Kanals nichts anderes als „Englands freie Verfügung über die Schifffahrt“, selbst die der Neutralen, deren Seehandel auf Gnade und Ungnade den brutalen Briten ausgeliefert war. Der Weltkrieg ist dessen Zeuge.

Dann kam es anders. Als England und seine Verbündeten im Weltkrieg in höchster Not waren, da rief es nach dem Amerikaner: „Komm herüber und hilf uns!“ Und er kam. Und seinen Sieg quittierte er mit einem gewaltigen Luftkrieg zu Wasser und zu Land. Amerikas Handels- und Kriegsschiffe füllten die Meere, so daß es dem Wetter in

Die Butterjungfer von Zerbst.

Von E. R.

Eines der merkwürdigsten Denkmäler in Deutschland ist das der Butterjungfer in Zerbst bei Magdeburg. An dieses Denkmal knüpft sich eine mittelalterliche Sage.

Eine alte Chronik der Stadt Zerbst weicht zu berichten, daß eine Jungfrau, deren Namen längst in Vergessenheit geraten ist und die nur noch als „Die Butterjungfer“ in der Erinnerung der Zerbster Bürgererschaft fortlebt, zu einer Wohlthäterin des Städtchens wurde, das erwähnte Denkmal sehen lieh. Damit aber hatte es folgende Bewandnis: Die Bauern der dortigen Gegend hatten im Mittelalter arg unter der Bedrückung ihrer Lehnsherrn zu leiden, besonders zur Zeit, in der die Grafen von Bindau die „Zollgerechtfame“ über alle Marktwaren besaßen, welche die Bauern nach Zerbst brachten, da sie an den Stadttore drückende Abgaben forderten. Da waren die Bauern übereingekommen, Zerbst zu meiden und ihre Waren nur noch bis zum Heidehof am Butterdamm weit draußen vor der Stadt zu bringen, so daß die Frauen von Zerbst Sommer und Winter, bei Hitze und Kälte einen gar weiten und beschwerlichen Weg hatten. Nun lebte da eine begüterte Jungfrau in Zerbst, die bot dem Grafen an, er möge ihr die Zollgerechtfame überlassen: sie wolle sie ihm mit gutem Gelde abkaufen. Der Graf Bindau war entschlossen, seine Forderung



so hoch zu stellen, daß die Jungfer wohl oder übel von ihrem Plane abstehen müsse, und sie mit Spott und Gelächter heimzuschicken. Und da er wohl wußte, daß es vom Heidehof bis zum Marktplatz von Zerbst ein gar weiter Weg sei, forderte er so viel Goldstücke, als die Jungfer vom Heidehof bis zum Marktplatz Schritte mache. Doch diese veräußerte ihre Liegen-

schaften, brachte den höhnvoll geforderten Betrag auf und kaufte dem habgierigen Grafen von Bindau die drückende Zollgerechtfame für alle Zeit ab, zu Ruh und frommen ihrer Mitbürger. Der edlen Jungfrau zu Ehren errichtete man eine sieben Meter hohe Säule, welche von einer Bronzefigur gekrönt wird, die in der Rechten eine Butterkugel hält. Diese Figur nannte man „Die Butterjungfer“.

Wir sind gewohnt, von der „guten alten Zeit“ zu sprechen; indessen ist es doch dieser gegenüber ein Fortschritt, daß die Lebensmittelversorgung unserer Städte heute nicht mehr von der Gnade oder Ungnade irgendeines Raubritters abhängig ist. Kaum vermag man es sich noch vorzustellen, daß es einmal eine Zeit gab, in der an jedem Stadttor Zölle und Abgaben erhoben wurden.

Leider sind die Butterpreise auch ohne solche Abgaben noch



hoch genug. Die Städte, nicht mehr durch Festungsmauern beengt, sind weit ins Land hineingewachsen und groß und volkreich geworden, so daß die deutsche Landwirtschaft deren riesigen Lebensmittelbedarf nur noch teilweise zu befriedigen vermag. Große Mengen Lebensmittel werden aus dem Ausland eingeführt, Butter sogar in weit größeren Quantitäten als in der Vorkriegszeit, obwohl wir als Gesamtheit seit damals nicht mehr viel an einer halben Milliarde, die auf diese Weise verloren ging. Diese immer noch steigende Einfuhr an teurer Auslandsbutter ist volkswirtschaftlich ein rechter Krebsgeschaden.

Solche und ähnliche Gedanken kamen mir, als ich in Zerbst vor dem Denkmal der Butterjungfer stand. Durch Zufall sah ich dann nicht weit davon entfernt ein modernes Gegenstück, nämlich die „Mama-im-Blauband“-Mädchen, die zwar keine Butterkugel, sondern einen Margarinerwürfel präsentieren. Da aber, wenn wir von diesem äußerlichen Unterschied absehen, wie längst nachgewiesen wurde, im Nährwert zwischen teurer Auslandsbutter und wohlfeiler Kunstbutter kein Unterschied besteht, so läßt sich nicht leugnen, daß es wirklich kein Fehler wäre, wollten wir uns darauf besinnen, daß die Zeit von uns allen etwas mehr Sparsamkeit fordert. Schließlich bedeutet es nicht einmal eine Einschränkung, zu der wohlfeilen und wohlschmeckenden Margarine „Mama im Blauband“ zu greifen, dagegen bestimmt eine willkommene Ersparnismöglichkeit.

Und wie sieht's bei uns aus? Der Kampf um das Volksbegehren „Freiheitsgesetz“ wird von Tag zu Tag heftiger. Magistrate, Länderregierungen, Minister bis hinauf zum Reichspräsidenten werden davon berührt und greifen in den Streit ein. Sogar der Staatsgerichtshof in Leipzig ist auf Anruf des Reichsausschusses für das Volksbegehren in Aktion getreten. Dabei handelte es sich um die Frage: Ist die preussische Regierung gesetzlich berechtigt, den Beamten die Unterzeichnung eines vom Reichsminister als verfassungsmäßig erklärten und zugelassenen Volksbegehrens zu untersagen? Bekanntlich haben sogar Gegner des Volksbegehrens (wie der Volksparteiler und Vizepräsident des Reichstags v. Kardoff) dies mehr oder weniger scharf verurteilt. Hat der Beamte nicht dieselben staatsbürgerlichen Rechte wie die anderen Staatsangehörigen? Oder befindet er sich wie die Angehörigen der Reichswehr in einer politischen Ausnahmestellung? Wenn ja, dann entziehe man ihm wie diesen auf die Dauer seiner amtlichen Tätigkeit auch das Wahlrecht! Der Staatsgerichtshof hat sich nach zweitägiger Verhandlung entsprechend den Ausführungen der anwesenden Vertreter der preussischen Regierung „für unzuständig“ erklärt und den Antrag des Reichsausschusses abgelehnt.

Im übrigen steht es nicht gut um unsere Reichsfinanzen, wie überhaupt um unsere Wirtschaft. Hier wie dort gähnen so große und tiefe Spalten, daß sie auch nicht durch etwaige Ersparnisse des Youngplans aufgefüllt werden können. Daß diese sogar Steuererleichterungen bringen werden, davon vollends kann keine Rede sein. Der Reichsfinanzminister macht, mit oder ohne Vorwissen seiner Kollegen, alle möglichen und unmöglichen Pumperfische, um sich über die nächste Verlegenheit hinüberzuschaffen. Selbst Jvar Kreuzer, der schwedische Zündholzkönig, soll uns beibringen und zwar mit 500 Millionen Mark. Dafür bekommt er das Zündholzmonopol. Der Kleinverkauf wird von 25 auf 30 Pfg. steigen. W. H.

Hanomag, der erfolgreichste Kleinwagen. Bei der vom ADAC am 29. 9. 1929 veranstalteten Langstreckenfahrt für serienmäßige, kompressorlose Tourenwagen auf dem Nürnbergring gewann Hanomag vier Große Goldene Medaillen. Dieser beispiellose Erfolg wurde auf der schwierigsten Automobil-Prüfstrecke der Welt erzielt. Von 20 gemeldeten Fahrzeugen der Klasse bis 1155 ccm mußte ein großer Teil schon beim Training aufgeben, weil es diesen Wagen nicht möglich war, die Schwierigkeiten der Strecke zu überwinden und den verlangten Durchschnitt zu erzielen. Nur die drei Hanomag-Wagen von den 20 gemeldeten Konkurrenten kamen strafpunktfrei durch. Gleichmäßig wie ein Uhrwerk zogen die drei Hanomag unter den Fahrern Butenuth, v. Raffay und Hoerberle Runde auf Runde. Fünfzehmal mußte die berüchtigte 27%-ige Steilstrecke die, selbst manchem größeren Wagen zum Verhängnis wurde, von den Hanomag-Wagen genommen werden, sie taten dieses glatt und anstandslos. Wenn man bedenkt, daß es sich hier um serienmäßige Fahrzeuge handelte, die in keiner Weise freigestrichen waren, dann muß man diesen Erfolg noch höher einschätzen. Jeder der verdienten Fahrer erhielt für sein achtsündiges ununterbrochenes strafpunktfreies Fahren die höchste Auszeichnung des ADAC, die Große ADAC-Medaille und das Werk bekam den wertvollen Teampreis.



PFEILRING Lanolin CREME
das vollkommene Hautpflegemittel